

Aufgefallen



SIBYLLE BERG

Eigentlich müssten wir Sibylle Berg lieben. Denn Sibylle Berg liebt uns auch. «Angenehmere Menschen als in der Schweiz habe ich noch nirgends gefunden», schreibt die Wahlschweizerin in einer ihrer Kolumnen. Wir seien leise, ruhig, und verglichen mit anderen Ländern herrsche hier «die grösstmögliche Abwesenheit von Angst... ausser der Sorge, anderen auf die Nerven zu gehen». Wahrscheinlich, weil die Schweiz von den Kriegen im letzten Jahrhundert verschont geblieben sei und weil das Land so klein sei, dass man «davon ausgehen muss, jeden mindestens zweimal in seinem Leben zu treffen».

Die Kolumne trägt den Titel

«Wenn die Welt untergeht, gilt das auch für die Schweiz?» und ist nur eine von vielen Fragen, die die Autorin seit 2011 auf «Spiegel online» beantwortet und die nun in Buchform erschienen sind. Da werden Dinge erläutert wie: «Warum werde ich jedes Jahr an meinem Geburtstag trauriger?» und «Warum muss, was einmal als Liebe begann, immer in Form schweigender alter Paare an Restauranttischen enden?» oder «Ich habe mitunter Probleme, meine Freizeit zu gestalten. Ist das schlimm?»

Die oben aufgereihten Titel

veranschaulichen den Fokus von Berg. Sie beantwortet Fragen, die manch einer sich insgeheim durchaus stellen mag, auf die er sich bisher aber keine Antwort erhoffte. Nun gibt es Antworten – und was für welche. Denn Sibylle Berg ist nicht auf den Mund gefallen. Die 51-jährige Autorin schreibt gegen Wettbewerbsdenken, Fremdenhass und Anonymität und für Toleranz, Eigenständigkeit und Liebe. Sie macht das so furios, als schriebe sie um ihr Leben, bleibt aber dennoch leichtfüssig und selbstironisch. Und bewahrt sich vor allem einer Aufmüppigkeit, die ansonsten Teenagern vorbehalten ist.

Sibylle Berg darf das. Sie muss sogar, denn auch wenn sich die Kolumnen locker lesen, ertappt fühlt sich jeder hin und wieder. Ertappt und dann irgendwie auch erleichtert, dass es anscheinend noch anderen Menschen genauso geht. Dass auch andere elf Monate arbeiten wie verrückt, und dass es normal ist, dass die lange ersehnten Ferien dann doch nicht so sind, wie man sich das erhofft hat.

Ja, eigentlich müssten wir Sibylle Berg lieben. Aber die Autorin weiss auch: «Obwohl die Schweizer keine Angst vor Fremden haben, so richtig lieb haben werden sie sie nie.»

Marina Bolzli

Sibylle Berg: «Wie halte ich das nur alles aus?», Hanser Verlag, 153 Seiten.

Beziehungsprobe am Berg

ROMAN Ein Mann, eine Frau und ein Berg: In diesem verhängnisvollen Dreieck erzählt Roman Graf eine Geschichte mit starker Sogwirkung. Mit seinem Zweitling trotz der preisgekrönte Winterthurer Autor drohender Absturzgefahr.

Der Mann heisst André, ist Schweizer und lebt in Berlin. Die Frau heisst Louise, kommt aus dem Osten Deutschlands und lebt ebenfalls in Berlin. Der Berg hat in diesem Buch keinen Namen, steht in der Schweiz und gilt unter Alpinisten als anspruchsvoll. André und Louise haben in Berlin klettern geübt, in der Halle. Jetzt will André seiner Freundin die Schönheit und Wildheit der heimischen Berge in natura zeigen und nimmt sie mit auf eine mehrtägige Tour. Schon auf den ersten Seiten ahnt man, dass die beiden an ihre Grenzen und an die Grenzen ihrer Beziehung kommen werden. Denn beim Start frühmorgens nieselt es, der Berg ist in Nebel gehüllt, und Louise will bereits nach drei Minuten die erste Pause machen – in einem Café, wo

sie in Andrés ungeduldigem Beisein provokativ langsam ein Croissant vertilgt.

Bekanntes Motiv

Die Erprobung von Beziehungen am Berg ist ein altbekanntes literarisches Motiv, das Roman Graf gekonnt in die Jetztzeit transportiert. Dabei hat er es nicht nötig, von todesmutigen Free-ridern oder Transzendenz suchenden Barfusskletterern zu erzählen. Ihm genügt ein simpler, linear erzählter Handlungsstrang: die Wanderung eines jungen Paares, das von Höhenmeter zu Höhenmeter weiter auseinanderfällt. «Warum läufst du nicht mit mir?» fragte er, als sie bei ihm angekommen war. «Warum lässt du dich ständig zurückfallen, als gehörten wir nicht zusammen?» Das habe sie gar nicht bemerkt, antwortete Louise und fügte an, sie müsse ihr eigenes Tempo finden.»

Louise kämpft sich widerwillig die Hänge hoch und denkt dabei, wie schön es wäre, in einem sommerwarmen See zu baden – einem See wie in ihrer Heimat, der Mecklenburgischen Seenplatte. Derweil beschleunigt

André, vom einschliessenden Adrenalin getrieben, vom Testosteron, berauscht von der eigenen Kraft und der Erinnerung an die Pfadfinderabenteuer seiner Jugend. Nüchtern, ja fast grausam präzise beschreibt der



Autor Roman Graf

Autor Andrés körperliche Empfindungen, die Lust und den Schmerz, die mit zunehmender Anstrengung eins werden – und die Wut über Louises Verweigerung, ihren vorzeitigen Abstieg.

Klare Sprache

Mit seinem ersten Roman «Herr Blanc» hat der Schweizer Autor, der in Leipzig am Literaturinstitut studierte und heute in Berlin lebt, 2009 Furore gemacht. Doch je mehr Preise ein Erstling einbringt, desto höher sind auch die Erwartungen an das zweite Buch, an dem viele junge Auto-

ren scheitern. Nicht so der 35-jährige Roman Graf. Seine Sprache ist klarer und schärfer geworden, fast kristallin. So wird sein (Anti-)Held nach und nach transparent: Der Weg zum Gipfel enthüllt das Psychogramm eines sturen, unbelehrbaren Mannes, der gegen sich selber kämpft. «André beschloss, weiter zu klettern. Er durfte nicht ins Zaudern geraten; Zaudern, Unentschiedenheit – das war der Tod. (...) Und er schwitzte in seiner Jacke, schwitzte, weil die Sonne ihn anstrahlte, schwitzte vor Angst, und auch die Hände, die Finger waren feucht. Sie zitterten und versprachen nur wenig Halt.»

Gnadenlos treibt der Autor den Protagonisten in die Höhe, treibt es auf die Spitze mit ihm, auf den Gipfel, wo ein apokalyptisches Gewitter niedergeht – Kulisse albraumartiger Halluzinationen. In den luziden Momenten, die ihm bleiben, kommt André zur Einsicht, spät, vielleicht zu spät.

Tina Uhlmann

Roman Graf: «Niedergang». Knaus, 204 Seiten.



Eine gemeinsame Wanderung wird für die Protagonisten in Roman Graf's Zweitling «Niedergang» zur grossen Bewährungsprobe.

Messias am Mount Everest

ROMAN Halb Abenteuerroman, halb Erweckungs-geschichte: Der österreichische Literat Thomas Glavinic holt mit «Das grössere Wunder» zum noch grösseren Wurf aus und landet prompt in der Auswahl zum Deutschen Buchpreis. Aber warum nur?

Auf die Longlist des Deutschen Buchpreises hat es Thomas Glavinic mal wieder geschafft. «Das grössere Wunder» zählt nach Ansicht der Auswahljury zu den 20 besten deutschsprachigen Romanen des Jahres. Dass der Blick auf die Auswahllisten des Buchpreises das literarische Schaffen des gebürtigen Grazers wie ein Running Gag begleitet, muss sich der 41-Jährige gefallen lassen, seit er sich 2007 in seiner Mediensatire «Das bin doch ich» darüber ausliess, wie gerne er mal zu den Auserwählten gehören würde und dann tatsächlich in der Shortlist der sechs Finalisten auftauchte. Nun also ist er erneut mit von der Partie. Aber wieso eigentlich?

Klar, Glavinic kann schreiben. Und wie! Scheinbar spielerisch vermeidet er belletristische For-

mulierungsfallen, ohne gleich wichtigtuertisch zu literarisieren. Seine Sprache hat Rhythmus, liest sich schnell, klingt lässig, locker. Bloss: Ein souveränes Sprachgefühl alleine macht noch keinen grossen Roman.

Liebevolle Mafia

Die ungewöhnliche Lebensgeschichte, von der Glavinic in «Das grössere Wunder» erzählt, ist ebenso unterhaltsam wie abwegig; der Stoff also, aus dem Groschenromane gemacht sind. Jo-



Thomas Glavinic darf auf Deutschen Buchpreis hoffen.

nas und sein geliebter, geistig zurückgebliebener Zwillingbruder Mike wachsen bei ihrer versoffenen Mutter in einem kleinen Ort in Österreich auf. Alles ändert sich, als Jonas vom brutalen Bettgefährten seiner Mutter krankenhausesreif geprügelt wird. Picco, der Grossvater von Jonas' bestem Freund Werner, nimmt die beiden Brüder bei sich auf. Auf seinem Anwesen werden sie von Privatlehrern unterrichtet. Jonas klappt schnell, dass Picco, den alle nur «Boss» nennen, sein Geld nicht auf legale Weise verdient. Es stört ihn wenig. Jeder, der sich an den Jungs vergreift, verschwindet spurlos und hat es nicht anders verdient. So zumindest die plumpe Moral des Romans, der die Mafia von ihrer liebsten Seite zeigt. Piccos Haus- und Hof-Killer Zach würde man sich als grossen Bruder wünschen.

Irritierend eindimensional und pathetisch (über)zeichnet Glavinic seine Figuren. Werner: das Genie. Marie, die grosse Liebe: eine berühmte Sängerin. Und Jonas selbst: eine esoterische Mixtur aus Superheld und Messias. Trotz biblischer Anspielungen, trotz der interessanten phi-

losophischen Ansätze, die Jonas' Sinnsuche begleiten, und trotz einiger magisch-schöner Stellen, an denen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schon beim Anblick einer simplen Zimmerdecke ineinander aufzulösen scheinen, hält der Roman dem Getöse vom «Schlüsselwerk», mit dem ihn der Hanser-Verlag bewirbt, nicht stand.

Flottes Beiwerk

Ach ja, das halbe Buch spielt übrigens während einer Expedition zum Gipfel des Mount Everest, an der Jonas in der Erzählgegenwart teilnimmt. Seine abenteuerliche Biografie, in der ihm ein mächtiger Japaner die verrücktesten Wünsche erfüllt und eine schöne Norwegerin ein gigantisches Baumhaus baut, wird ausgehend davon in Rückblenden erzählt. Die gut recherchierten Bergsteigerkapitel lesen sich flott und nett. Man kann sie freilich genauso gut überblättern. Letztlich sind sie bloss Beiwerk.

Stefan Volk

Thomas Glavinic: «Das grössere Wunder». Carl-Hanser-Verlag, 524 Seiten.

Prototypen des Punk

KONZERT Nur schon wegen ihrer Hymne «Teenage Kicks» zählen The Undertones zu den Legenden des Punkrock. Dass sie mehr zu bieten haben, werden die Iren am Sonntag anlässlich eines Auftritts im Berner ISC in Erinnerung rufen.

«Wenn ich diesen Song im Radiospiel, muss ich ihn in den Anfang einer anderen Platte überblenden, weil ich nicht mehr sprechen kann, wenn ich ihn gehört habe», beschrieb der legendäre DJ John Peel die Wirkung seines Lieblingslieds von den Undertones. «Teenage Kicks» war die definitive Punkhymne über juvenile Sexträume und kaum zu kontrollierende Hormonschübe. Mit ihren aufs Minimum reduzierten Pop-Hooks und der auf den (Höhe-)Punkt gebrachten Botschaft war «Teenage Kicks» nicht nur für John Peel «die beste Platte aller Zeiten». Die Undertones stammten aus der nordirischen Stadt Derry und liessen sich für ihren Gitarrensound von den amerikanischen Garagenbands der Sixties beeinflussen, wie sie der spätere Patti-Smith-Begleiter Lenny Kaye auf seinem Sampler «Nuggets» zusammengetragen hatte.

Raffinierter Punk

Nach dem Triumph von «Teenage Kicks» entwickelte sich das Quintett um den Sänger Feargal Sharkey und die gitarreschrummenden Gebrüder John und Damian O'Neill rasch zu einer grossformatigen Punk-Pop-

«Teenage Kicks war die definitive Punkhymne über juvenile Sexträume und kaum zu kontrollierende Hormonschübe.»

Combo im Stil der Ramones weiter, die eingängige Refrains mit lyrischer Raffinesse kombinierte. Alben wie «The Sin of Pride» zeigten die Undertones als gereifte Band, die den Sound der frühen 1980er-Jahre wesentlich mitprägte.

Doch Journalistenjubiläum und Kultstatus bezahlen keine Rechnungen. 1983 warfen die Undertones das Handtuch. Sänger Feargal Sharkey machte sich auf zu einer Solokarriere, wo er sich als New-Wave-Version von Rod Stewart verkaufte, die O'Neill-Brüder gründeten die Band That Petrol Emotion, die vom Schweizer Roli Mosimann (u.a. The Young Gods) produziert wurde. 1999 kam es zur Reunion der Undertones, die alle originalen Bandmitglieder wieder zusammenbrachte – mit der Ausnahme von Sänger Feargal Sharkey, der durch den bühnenwirksamen Paul McLoone ersetzt wurde.

Das Original im ISC

Seither sind die Undertones wieder unterwegs auf Festivalbühnen und machen gelegentliche Abstecher ins Studio. Nun machen die Punkprototypen überraschend auf der engen Bühne des Berner ISC halt, wo im Laufe der Jahre schon diverse Coverversionen von «Teenage Kicks» erschallt sind. Die Schweizer Band Vorwärts, ebenfalls ein Urgestein der Euro-Punk-Szene, sorgt für standesgemässe Einstimmung. *Samuel Mumenthaler*

Konzert: The Undertones, ISC, Bern, 1. 9., 20.30 Uhr.